

CHRIS MEYER

SPIEGEL
Bestseller-
Autorin



DIE
BLUT
BESTIE

THRILLER



ullstein

ullstein



BKA-Spezialist Tom Bachmann ist auf einer internationalen Tagung in Belgien, als ein Wanderer im Hohen Venn einen Leichenfund meldet. Sein Hund hat ihn zu der Fledermaushöhle geführt, wo der grausige Anblick der verstümmelten, ordentlich aufgereihten Leichen ihn zutiefst schockiert. Bachmann und sein BKA-Team werden von den örtlichen Behörden um Amtshilfe gebeten. Für den eigenwilligen Bachmann ist die Zusammenarbeit eine Herausforderung, er fremdelt oft genug mit seinen eigenen Leuten.

Die Leichen sind in unterschiedlichen Graden der Verwesung, doch allen wurde das Herz herausgetrennt. BKA-Rechtsmedizinerin Nina Brinkhaus entdeckt an den Toten Spuren von Schnürrungen. Wurden sie gefoltert?

Die Abstände zwischen den Tötungen werden kürzer. Und während Bachmann ein Täterprofil erstellt, spricht der Killer sein nächstes Opfer an.

CHRIS MEYER fasziniert die Frage, warum ein Mensch zum Serienmörder wird. Die Thriller mit Tom Bachmann sind eine Annäherung an die Psyche der Killer und der Opfer. Die geschilderten Taten sind erschreckend oft dichter an der Realität, als man hofft. Mit Familie und Hund lebt Chris Meyer in Köln, ein schöner Ort, um Abstand zu finden.

Von Chris Meyer sind in unserem Hause außerdem erschienen:

Der Blutkünstler
Der Zoom-Killer
Der Follower
Der Schlachter
Die Blutbestie

CHRIS MEYER

DIE
**BLUT
BESTIE**

THRILLER

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de



Ungekürzte Ausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage September 2025

© Ullstein Buchverlage GmbH, Friedrichstraße 126, 10117 Berlin

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und

Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an

produktsicherheit@ullstein.de

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Titelabbildung: © zero-media.net, München / Midjourney

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Gesetzt aus der Kepler Std

Druck und Bindearbeiten: ScandBook, Litauen

ISBN 978-3-548-07307-1

-1-

Der Geschmack in seinem Mund war fremd. Staubig, trocken, wie uraltes Knäckebrot. Dumpf nahm er ein Geräusch wahr, ein Klappern, als würde jemand Geschirr oder Besteck abtrocknen. Es vermischt sich mit seinen wirren Gedanken, wie früher im Urlaub, wenn er am Strand einnickte und das Geplapper der Kinder Teil seiner Tagträume wurde.

Aber er war nicht am Strand. Und er schlief auch nicht. Im Gegenteil. Er hatte das Gefühl, gerade erst wach zu werden, realisierte schwerfällig, dass er langsam aus einer Ohnmacht zurückkehrte.

Er öffnete die Augen und kniff sie sofort wieder zusammen, geblendet vom grellen Neonlicht. Seine Nase juckte, und er wollte sich kratzen, konnte die Arme aber keinen Zentimeter bewegen. Er versuchte, die Beine in eine andere Position zu bringen. Erfolglos.

Was ist hier los?

Nach und nach ordneten sich seine Gedanken, das

Bewusstsein kehrte Schritt für Schritt zurück. Blinzelnd wagte er einen erneuten Blick in den hellen Raum, der ihm völlig fremd erschien. Er konnte sich nicht erinnern, schon mal hier gewesen zu sein.

Wo war er bloß?

Plötzlich trat eine schlanke Person in sein Blickfeld. Sie kehrte ihm den Rücken zu, reinigte in der Spüle etwas wie Besteck, wenn er das richtig erkannte, trug einen weißen Kittel und lange Hosen, die blonden Haare waren unter eine seltsame Haube gesteckt, aber an einigen Stellen schauten sie trotzdem hervor.

Er wollte fragen, wo er war und warum er sich nicht bewegen konnte, aber mehr als einen stöhnenden Laut brachte er nicht hervor. Erst jetzt verstand er, dass er geknebelt war, festgebunden auf einer Pritsche und nicht in der Lage, sich zu bewegen. Irgendetwas steckte tief in seinem Mund, verstopfte seinen Rachen, und jetzt, wo es ihm bewusst geworden war, löste es einen Würgreflex bei ihm aus.

Der andere muss dich doch gehört haben, ging es ihm durch den Kopf. Warum reagierte er nicht?

Erneut gab er einen Laut von sich, der auch von einem Tier hätte stammen können. Energisch brachte er ihn hervor, mit mehr Kraft als beim ersten Versuch.

Diesmal hatte er Erfolg. Langsam drehte sich die Person zu ihm um. Sie lächelte, und für einen Augenblick hatte er das Gefühl, in das Gesicht eines Engels zu blicken. Helle, fast weiße Haut, auf der noch nicht mal eine Sommersprosse zu sehen war, hohe Wangenknochen,

volle Lippen, blaue Augen, aus denen sie ihn warm anschaute.

Ein Stein fiel ihm vom Herzen. Wer einen Menschen so mitfühlend ansah, wer so viel Empathie und Fürsorge mit nur einem Blick ausstrahlte, konnte nichts Schlechtes im Sinn haben, dachte er, obwohl er sofort wusste, dass der Knebel in seinem Mund etwas anderes sagte, genau wie seine Fesseln. Er zog daran, zerrte und jaulte erneut auf, davon überzeugt, dass er jetzt losgebunden und von seinen Qualen befreit würde.

Der Engel kam einen Schritt auf ihn zu und legte ihm sanft eine Hand auf die Schulter.

»Sch-sch«, machte er leise, als wäre er ein kleines Kind, das nicht schlafen konnte.

Er spürte die Wärme der fremden Hand auf seiner Haut, und erst da erkannte er, dass er nackt war. Aber er fror nicht, zitterte nicht, es konnte nicht allzu kalt in dem Raum sein. Er wollte sich umsehen, musste wissen, wo er war und ob noch andere in der Nähe waren, aber er konnte den Blick nicht von ihm abwenden.

Der Engel nahm eine Brille und setzte sie auf. Es war ein beängstigendes Gestell, wie zwei Brillen in einer, so als hätte man zusätzliche Vergrößerungsgläser auf die normalen Gläser geschraubt.

Dann tauchte vor seinem Gesicht ein Skalpell auf, in dem sich das Neonlicht der Decke spiegelte.

Wird der Engel damit die Fessel durchtrennen?

»Sch-Sch«, machte es erneut, und fast zärtlich strich der Engel ihm eine Strähne aus den Augen. Sein Lä-

cheln wurde etwas schwächer, war aber immer noch zu erkennen, als er mit dem Skalpell vorsichtig über sein Brustbein schnitt.

Die Schmerzen traten zeitversetzt ein, wenn auch nur einen winzigen Moment. Er spürte nicht, wie die Klinge seine Haut durchstach, erst als sie weiter über seinen Körper nach unten fuhr, hatte er das Gefühl, als würde sein ganzer Brustkorb brennen.

Was zur Hölle passierte hier? Wollte der Engel ihn aufschlitzen?

Tränen schossen ihm in die Augen, und er stöhnte laut auf. Als das Skalpell am Ende des Brustbeins angekommen war, hielt es zum Glück inne. Am liebsten hätte er jetzt tief durchgeatmet, was mit dem Knebel aber nicht möglich war, der ihn zu einer flachen Atmung zwang. Die lange Wunde auf seiner Brust machte es noch schlimmer, und mehr als ein verzweifeltes Schnaufen brachte er nicht zustande.

Der Engel beugte sich über ihn, und er spürte Hände auf seiner Brust. Mit einem Ruck zog der Engel die durchgetrennte Haut auf seinem Brustbein auseinander.

Sofort heulte er laut auf. Der Schweiß brach ihm aus, die Tränen liefen ihm in Strömen über die Wange und der Rotz aus der Nase, wodurch er immer schlechter Luft bekam. Er versuchte, zu schreien und sich zu winden, ohne Erfolg. Sein Magen zog sich vor Panik zusammen, und ihm wurde übel. Wenn er sich jetzt übergeben müsste, würde er ersticken.

Plötzlich ließ der Engel von ihm ab und drehte sich weg. Er versuchte, sich zu beruhigen, je mehr er heulte, desto schneller schwoll seine Nase zu und desto weniger Luft bekam er. Die Schmerzen waren unerträglich, und die Angst lähmte ihn.

Er musste schnellstens hier raus!

Er drehte seinen Kopf zur Seite, suchte verzweifelt nach einem Ausweg. Sein Blick fiel auf eine Vitrine, die neben der Spüle stand: Petrischalen, Reagenzgläser, Scheren und medizinisches Besteck. Dann blickte er zur anderen Seite – und erstarre.

In einer weiteren Vitrine waren mehrere gläserne Gefäße ausgestellt, gefüllt mit einer durchsichtigen, gelblichen Flüssigkeit und –

Nein, das konnte nicht sein, er musste sich täuschen, das war doch völlig unmöglich!

Die Panik in ihm wurde immer größer. Und wenn er sich nicht täuschte? Was bedeutete das für ihn? War das hier sein Ende? Würde der Engel ihn jetzt umbringen? Aber warum? Was hatte er ihm denn getan? Er kannte diesen Menschen doch gar nicht!

Als der Engel sich wieder zu ihm umdrehte, hielt er eine kleine elektrische Säge in der Hand. Jetzt lächelte er nicht mehr, sondern fokussierte mit ernster Miene den Schnitt, den er eben ausgeführt hatte.

Er hätte ihm am liebsten die Hand weggeschlagen, als er mit dem Zeigefinger über die blutige Kerbe strich, die sich über sein ganzes Brustbein zog. Er schien direkt seine Knochen zu berühren, sein Innerstes. Die

Schmerzen wurden übermächtig, und er spürte, dass er inzwischen in einer Pfütze aus Blut, Schweiß und Urin lag.

Mit einem leisen Brummen schaltete der Engel die elektrische Säge an. Er versuchte noch mal, einen Blick in seine Augen zu werfen, flehend und bittend, dass er doch von ihm ablassen möge, dass dieses Leid ihm erspart bliebe, aber die Augen des Engels konzentrierten sich nur auf seinen Brustkorb und sahen ihn kein einziges Mal mehr an.

Dann wurde die kleine Kreissäge am unteren Ende seines Brustbeins angesetzt. Mit einem kreischenden Geräusch durchtrennte sie den Knochen, der Schmerz fuhr langsam mit der Säge hoch, Zentimeter um Zentimeter.

Er spürte noch, wie seine Lunge kollabierte, als sein Brustkorb geöffnet war, wie er einfach von einer Sekunde auf die andere keine Luft mehr bekam. Schmerzen fühlte er zu dem Zeitpunkt nicht mehr.

-2-

Jean-Marie Luc mochte das Gefühl, morgens der Erste im Hohen Venn zu sein. Natürlich wusste er, dass es dafür niemals eine Garantie gab, dafür war die Hochmoorlandschaft zwischen Deutschland und Belgien bei Wanderern zu beliebt. Aber so kurz nach Sonnenaufgang konnte er sich wenigstens einbilden, der Einzige zu sein, der über die Holzstege wanderte, die durch das Moorgebiet führten. Abgesehen von Cesar, der wie immer neugierig an seiner Seite lief, die Schnauze stets am Boden. Der dreijährige Mischlingshund hatte seinen ausgeprägten Jagdsinn vermutlich seinen Eltern zu verdanken, Vater Deutsch Drahthaar, Mutter Labrador, die auch für sein treues Wesen verantwortlich war. Jean-Marie leinte Cesar eigentlich nur an, wenn er eine stark befahrene Straße überqueren musste, was hier im ländlichen Teil Ostbelgiens aber nur selten der Fall war. Ansonsten blieb Cesar auch so immer nah bei ihm, er konnte sich keinen treueren Begleiter vorstellen.

Jeden Morgen drehten sie eine Runde durchs Venn. Solange die Sonne noch nicht richtig am Himmel stand, war das Moor von Nebelschwaden umgeben, die langsam aus dem Boden emporzusteigen schienen. Der tiefgründige Morast, der ziemlich trügerisch wie ein ebener Teppich aus Moosen, Sträuchern und Heidekraut aussah, verbarg tiefe schlammige Gräben und Löcher, in denen man schnell hüfttief versinken konnte. Oder noch tiefer. Aber auf den Stegen konnte man entspannt wandern und den schier unendlichen Ausblick genießen. In der flachen Landschaft hatten sich vereinzelt Birken und knorrige Weiden durchgesetzt, alle von Moosen und Flechten bewachsen.

Wer die sicheren Stege verließ und querfeldein laufen wollte, riskierte sein Leben. Die Moorlandschaft wurde immer wieder von kleinen, aber tückisch tiefen Tümpeln und fast seeähnlichen Wasseransammlungen durchzogen. Aber nur wer sich wirklich gut auskannte, wusste, wo diese lagen.

Jean-Marie kannte sich gut aus. Er lebte seit vierzig Jahren in der Gegend und hatte immer Hunde besessen, mit denen er hier wandern ging. Seitdem er in Rente war, hielt er sich öfter im Hohen Venn auf denn je. Er kannte jeden Stein und jeden Baum und verließ trotzdem die Stege nie, schon aus Respekt gegenüber der einzigartigen Natur.

Manchmal wurden auch Moorleichen im Hohen Venn gefunden. Auch wenn es Hunderte von Jahren zurücklag, dass diese Menschen Opfer ritueller Tötun-

gen oder einer Unachtsamkeit wurden, lief Jean-Marie ein Schauer den Rücken herunter, wenn er durch das Venn spazierte und an sie dachte. Die Vorstellung, dass irgendwann einmal ein Mensch denselben Weg zurückgelegt hatte wie er, nicht um zu wandern, sondern um bei lebendigem Leib im Moor zu versinken, war einfach zu schaurig.

Plötzlich blieb Cesar wie angewurzelt stehen. Die Ohren gespitzt, die Rute gerade, die Schnauze in den Wind.

»Was ist los, Dicker? Karnickel? Du weißt, dass du noch nie eins gefangen hast.« Jean-Marie betrachtete schmunzelnd seinen Hund. Der Labrador-Anteil in ihm hatte ihn nicht nur treu, sondern auch verfressen gemacht, weshalb Cesar ein paar Pfund zu viel auf den Rippen hatte.

Ohne einen Laut von sich zu geben oder sein Herrchen durch irgendetwas vorzuwarnen, stürmte Cesar schlagartig los, sprang vom Steg und rannte über die Graslandschaft davon.

»Das ist jetzt nicht dein Ernst«, stöhnte Jean-Marie. »Cesar! Komm sofort zurück! Cesar!! Meine Güte, so was machst du doch nie!«

Doch der ansonsten artige Hund hörte nicht und entfernte sich immer weiter vom Steg.

»Das gibt Ärger, Freundchen«, schimpfte Jean-Marie. »Deinen Knochen kannst du vergessen.«

Sauer sprang er vom Steg. Er wusste, dass das Moor an dieser Stelle so gut wie ausgetrocknet war. Im Um-

kreis von ein paar Hundert Metern würde ihm nichts passieren. Zwar kamen auch hier kleinere Feuchtgebiete vor, aber diese konnte Jean-Marie einfach umgehen, und er hoffte, dass sein Hund dasselbe tat. Denn auch wenn er im Moment ganz schön wütend auf ihn war, an das Moor verlieren wollte er ihn auf keinen Fall.

»Cesar! Hier! Bist du taub, du verdammter Köter? Hier!«

Er hatte Mühe, den Hund nicht aus den Augen zu verlieren. Zielstrebiger und mit der Schnauze am Boden eilte Cesar weiter, immer tiefer in die Moorlandschaft hinein. Es wurde hügeliger, Felsen und Gesteinsbrocken tauchten auf, und Jean-Marie ahnte, wohin es seinen Hund zog.

»Die kriegst du doch erst recht nicht!«, rief er ihm hinterher. »Die können fliegen, verstehst du? Cesar!«

Kopfschüttelnd eilte Jean-Marie weiter. Im Hohen Venn gab es zahlreiche Fledermaushöhlen, und falls sich eines der Tiere bei Tageslicht nach draußen verirren sollte, war es nicht unwahrscheinlich, dass es von einem Hund gewittert wurde. So ein Wesen bekamen schließlich die wenigsten Vierbeiner je zu sehen, allein der unbekannte Geruch versetzte sie in Aufregung.

Plötzlich hörte er lautes Bellen. Cesar hatte die Fledermaushöhle also entdeckt und saß vermutlich kläffend davor. Vor ein paar Jahren waren alle Höhlen im Venn mit Gittern versperrt worden, durch die nur die Fledermäuse hinein- und herausfliegen konnten. So

wollte man verhindern, dass die unter Naturschutz stehenden Tiere gefährdet wurden – von Menschen oder Zeitgenossen wie Cesar.

»Hast du was an den Ohren?«, schimpfte Jean-Marie seinen Hund aus, als er ihn einige Meter entfernt belädelnd vor dem Gitter der Fledermaushöhle fand. »Sofort kommst du hierher!« Er zeigte streng auf seinen Fuß und sah den Hund mit zusammengekniffenen Augen an.

Aber Cesar ignorierte sein Herrchen und hörte nicht auf zu kläffen. Jetzt war Jean-Marie wirklich sauer. Energisch ging er die letzten Schritte auf seinen Hund zu. Doch Cesar hatte angefangen, gegen das Gitter zu springen, immer wieder. Als Jean-Marie den Hund gerade an seinem Halsband packen wollte, fiel das Gitter zur Seite, und Cesar stürmte in die Höhle.

Für ein paar Sekunden war Jean-Marie zu überrascht, um zu reagieren. Überrascht von der Hartnäckigkeit seines Hundes und von der Tatsache, dass die Höhle nicht verschlossen war.

Hatte Cesar das Gitter tatsächlich mit den Pfoten aufdrücken können? Oder war es schon lose gewesen und hatte nur locker am Höhleneingang gelehnt?

Wie auch immer, dachte Jean-Marie, zurückholen musste er Cesar so oder so.

Er zog sein Handy aus der Tasche und schaltete das Licht an. Seufzend betrat er den Höhleneingang, atmete noch mal tief durch und ging hinein.

Obwohl es auch draußen nicht sonderlich warm war,

konnte er den Temperaturunterschied sofort spüren. Es war deutlich kühler, roch anders, irgendwie nach Keller, und auch etwas süßlich. Jean-Marie konnte nur im Eingangsbereich der Höhle aufrecht stehen, schon nach wenigen Metern musste er sich bücken.

»Du kriegst den Ärger deines Lebens, Cesar«, rief er verärgert, als er sich den Kopf an der Felswand stieß.

Der Gang, der vor ihm lag, war zwar recht breit, aber er wurde immer niedriger. Nach ein paar Metern war Jean-Marie kurz davor, auf allen vieren weiter zu kriechen, als Cesars Bellen plötzlich sehr laut wurde. Es hallte von den Felswänden wider, der Lärm war ohrenbetäubend. Erschrocken schrie Jean-Marie auf, als ihm ein paar Fledermäuse entgegenflatterten, offenbar durch Cesars Gekläffe aufgeschreckt. Ihm rutschte das Handy aus der Hand, und für einen Moment konnte er nichts mehr sehen. Vorsichtig tastete er sich weiter, bis er es wiedergefunden hatte. Der Lichtkegel fiel nun direkt auf Cesar, der hechelnd neben ihm auf dem Höhlenboden saß und ihn aufgeregt anschaute. Erst da bemerkte Jean-Marie, dass er wieder aufrecht stehen konnte. Der Gang hatte ihn zu einer größeren Höhle geführt, die vermutlich das Zuhause von zahlreichen Fledermäusen war.

»Du hast die Viecher alle vertrieben!«, schimpfte Jean-Marie. »Von deinem Gekläffe kriegen die noch einen Herzinfarkt!«

Er leinte den Hund an und hielt kurz inne. Dieser Geruch. Schon am Eingang war er ihm aufgefallen. Jetzt

war es noch deutlich intensiver zu riechen. Faulig. Süßlich. Die Fledermäuse? Nein, strenger.

Ein ungutes Gefühl stieg in ihm auf. Ihm wurde klar, in was für einer Situation er steckte. Allein, in einer Höhle, mitten im Venn. Wenn er hier nach Hilfe rufen würde, hörte ihn kein Mensch. Und Handyempfang hatte er auch keinen, wie er den fehlenden Balken auf seinem Display entnehmen konnte.

Cesar ist an deiner Seite, versuchte er sich zu beruhigen. Wenn hier irgendwo Gefahr lauerte, würde sich der Hund anders benehmen. Das hoffte Jean-Marie jedenfalls.

Er hielt das Handy hoch, um die Höhle abzuleuchten. Nackte Felswände, Fledermauskot – er schnappte nach Luft und ließ reflexhaft seine Hand sinken.

Hatte er das richtig gesehen?

Trotz der Kälte brach ihm der Schweiß aus. Cesar fiepte und drückte sich an seine Beine. Jean-Marie schlug das Herz bis zum Hals. Er wollte den Hund beruhigen, der von seiner Angst angesteckt wurde, aber er brachte kein Wort über die Lippen.

Mit zitternden Händen hielt er erneut sein Handy hoch und leuchtete auf das, was keine fünf Meter von ihm entfernt auf einem Felsvorsprung lag. Dann schrie er so laut auf, dass Cesar mit eingezogener Rute aus der Höhle lief.

-3-

Es befanden sich bestimmt hundert Personen in dem Saal, alle entweder aus Belgien oder aus Deutschland. Die länderübergreifende Fachtagung der Internationalen Kriminalpolizeilichen Organisation, kurz IKPO-Interpol, befasste sich mit den neuesten Aspekten des Profilings und dem damit einhergehenden Informationsaustausch zwischen den beiden Nachbarländern. Ein weiterer Schwerpunkt waren die Chancen und Gefahren, die sich durch KI in diesem Bereich ergeben konnten oder die bereits existierten.

Tom Bachmann langweilte sich zu Tode.

Mit verschränkten Armen saß er in der letzten Reihe, obwohl man für ihn ganz vorne einen Platz reserviert hatte. Das Schlosshotel, in dem die Tagung stattfand, lag nur knapp zwei Autostunden von Bonn-Meckenheim entfernt. Er wäre die Strecke liebend gerne morgens hin und abends zurückgefahren, dann hätte er zu Hause schlafen können. Aber auf Anweisung seines Chefs hat-

te er sich dann doch in dem Hotel einquartiert, wie alle anderen Teilnehmer auch.

»Sie müssen auch mal ein bisschen netzwerken«, hatte sein Vorgesetzter, Kriminalhauptkommissar Bernhard Müller, ihn aufgefordert, Leiter der Abteilung Sonderfälle, wie der Bereich offiziell genannt wurde, der sich nur um die Mordfälle kümmerte, die nicht an die Öffentlichkeit gelangen durften. »Der persönliche Kontakt zu den belgischen Kollegen ist wichtig. Und nirgendwo geht das besser als abends an der Bar oder morgens beim Frühstück.«

Gestern hatte er das Abendessen ausfallen lassen und stattdessen eine Tüte Chips auf seinem Zimmer gegessen. Und er frühstückte sowieso nie, hatte auch heute Morgen die Zeit zum Laufen genutzt, während alle anderen über das Frühstücksbüfett hergefallen waren. Netzwerken brauchte er nicht, seine Aufklärungsquote war top, seine Methode beruhte auf Nachdenken und gezielter Recherche. Er war sich darüber bewusst, dass der Name Tom Bachmann häufig in einem Atemzug mit Außenseiter genannt wurde, aber das war ihm egal. Beim BKA Meckenheim hatte er ein hervorragendes Team, mit dem er sehr gut, vor allem ganz punktuell zusammenarbeiten konnte. Egal ob es die toughe Ira Sokolow war, ehemalige Undercover-Ermittlerin im Rotlichtmilieu, die sicherlich zu seinen engsten Mitarbeiterinnen zählte, oder Philipp Herbst, begnadeter Rechercheur und IT-Experte, zu beiden hatte er ein sehr gutes Verhältnis und vertraute ihnen und ihrer Arbeit

blind. Und für Nina Brinkhaus traf das sowieso zu. Mit der Rechtsmedizinerin fühlte er sich besonders verbunden, ihre Überlegungen zu den rein sachlichen Obduktionsergebnissen waren für ihn immer hilfreich. Und sie wusste ihn zu nehmen, wie er war.

Aber natürlich hatte es gedauert, bis er diese Ebene zu seinem Team gefunden hatte, und vermutlich hatten ihn die drei zunächst auch für einen merkwürdigen Einzelgänger gehalten. Was er vermutlich auch war. Seine nicht einfache Kindheit hatte ihn geprägt, und ihm war klar, dass er sozial nicht besonders kompatibel war. Small Talk beherrschte er schon mal gar nicht. Ein weiterer Grund, warum er diese Tagungen nicht ausstehen konnte.

Inhaltlich überzeugte ihn die Veranstaltung allerdings auch nicht. Gerade referierte ein belgischer Kollege über einen aktuellen Fall, in dem ein psychopathischer Mörder seine Opfer mithilfe eines KI-generierten Videos in die Falle gelockt, missbraucht und getötet hatte. Nichts daran war in Toms Augen auffällig oder neu. Mörder hatten ihren Opfern schon immer Fallen gestellt, heute waren sie technisch ausgefeilter, na und? Es kam schließlich nicht auf die technische Umsetzung an, sondern auf die Gründe, warum jemand überhaupt Fallen stellte, folterte und mordete.

Der Redner verwies auf die Kaffeepause und ermahnte alle Anwesenden, in zwanzig Minuten wieder im Saal zu sein.

»Die machen vorne einen guten Cappuccino«, sagte

der Mann neben ihm. Tom machte sich nicht die Mühe, einen Blick auf sein Namensschild zu werfen. »Kommen Sie mit, Herr Bachmann? Oder darf ich Tom sagen?« Er strahlte ihn an.

»Gehen Sie schon mal vor.«

»Aber dann halte ich Ihnen einen Platz frei, okay?«

»Mhm.«

Der Kollege nickte ihm freundlich zu und reihte sich dann in die Schlange der anderen Kaffeedurstigen ein.

Tom lehnte sich zurück und schloss für einen Moment die Augen. Nicht weil er müde war, ein Dauerzustand aufgrund seines chronischen Schlafmangels, sondern um alles um ihn herum auszublenden. Die Gerüche, die sich in einem verschlossenen Saal mit so vielen Menschen automatisch nach einer Weile breitmachten, die Geräusche, die in erster Linie aus einem einzigen Gemurmel bestanden, das viel zu helle Licht, das nicht zur barocken Schlossanmutung des Saals passen wollte. Nichts davon sagte ihm zu, und er freute sich schon darauf, wenn er am Ende der Woche wieder in seiner kargen Wohnung vor der PlayStation sitzen konnte.

Mit geschlossenen Augen schaffte er es, sich in sein Spiel hineinzuversetzen. Er sah den großen Bildschirm vor sich, die dystopische Landschaft, durch die sich sein Avatar kämpfen musste, ausgestattet mit einem Waffenarsenal, das seinesgleichen suchte.

»Der sitzt da ganz hinten!«, riss ihn die laute Stimme seines Sitznachbarn plötzlich aus den Gedanken. »Ich

bringe Sie hin!« Der Mann klang so aufgeregt wie ein Kind.

Tom überlegte kurz, ob er die Augen wieder öffnen sollte, entschied sich aber dagegen. Er wollte die innere Ruhe noch so lange wie möglich auskosten.

Er hatte einen gewissen Ruf unter den Kollegen, viele hielten ihn für so etwas wie eine Berühmtheit, was natürlich albern war. Er leitete beim BKA nun mal die Abteilung, die sich mit Fällen beschäftigte, die niemals an die Öffentlichkeit gelangen sollten. Aus Gründen, die einzig und allein in ihrer Brutalität und Grausamkeit lagen. Natürlich gab es dann schon mal Applaus aus dem Kollegenkreis, wenn sein Team einen solchen Fall aufklären konnte. Ihn deshalb als *Star-Profiler* zu bezeichnen, wie einige es hier taten, fand Tom einfach nur lächerlich. Erstens lösten sie die Fälle im Team, und zweitens machten sie hier alle nichts anderes als ihren Job.

»Das ist er. Tom? Also, Kriminalhauptkommissar Bachmann?«

Als er nicht reagierte, räusperte sich eine weitere Person hörbar. »Herr Bachmann? Sind Sie eingeschlafen?«

Seufzend schlug Tom die Augen auf. »Nein.«

Vor ihm stand ein Polizist in belgischer Uniform. »Polizeihauptkommissar Martín möchte Sie sprechen. Bitte folgen Sie mir«, sagte er in akzentfreiem Deutsch.

Pierre Martín hatte einen ähnlichen Ruf wie Tom, er kannte den belgischen Kollegen, wenn auch nicht persönlich. Er hatte sich einen Namen gemacht, als er in

den Neunzigerjahren als junger Polizist maßgeblich an der Ergreifung des Kindermörders Marc Dutroux beteiligt war. Seitdem hatte er eine beeindruckende Karriere hingelegt und sich bis an die Spitze der belgischen Kriminalpolizei hochgearbeitet. Er zählte zu den Organisatoren dieser Tagung.

Der uniformierte Polizist hatte sich bereits ein paar Schritte von Tom entfernt, als er noch mal innehielt und sich nach ihm umsah. »Bitte kommen Sie. Es ist dringend.« Eilig lief er vor in Richtung Ausgang.

Tom stand auf, streckte kurz seine steif gewordenen Glieder und folgte ihm dann. Vor dem Saal standen zahlreiche Kolleginnen und Kollegen an Stehtischen und tranken Kaffee. Der Polizist gab ihm ein Handzeichen und ging zielstrebig auf eine Tür zu, die abseits des Saaleingangs lag. Als er anklopfte, hatte Tom ihn eingeholt.

Kurz darauf stand er vor einem kleinen, untersetzten Mann, den er auf Ende fünfzig schätzte. Die grauen Haare hatte er zu einem kurzen Stoppelschnitt geschnitten, er trug einen ähnlich farblosen Anzug ohne Krawatte. Pierre Martín war bestimmt zwei Köpfe kleiner als Tom. Er reichte ihm die Hand und sah ihn ernst mit seinen braunen Augen an.

»Auch wenn wir uns bisher nicht persönlich kennen, bin ich sehr froh, dass Sie hier sind«, sagte er, nachdem er sich vorgestellt hatte. »Wir haben einen Leichenfund ganz in der Nähe, zu dem ich gern Ihre Expertise hätte.«

Tom war sofort klar, dass ein Mann wie Martín ihn

nicht wegen eines normalen Tötungsdeliktes aus dem Saal gebeten hätte, und er nickte dem Kollegen auffordernd zu. »Ich bin ganz Ohr.«

»Wie Sie wahrscheinlich wissen, liegt das Hohe Venn nur wenige Kilometer von unserer Tagungsstätte entfernt«, begann der Kommissar. »In einer eigentlich abgesperrten Höhle hat ein Spaziergänger heute Morgen fünf männliche Leichen gefunden, alle in einem unterschiedlichen Verwesungsgrad. Eine war schon recht weit verwest, eine andere scheint dagegen erst vor einiger Zeit abgelegt worden zu sein. Auch wenn wir erst ganz am Anfang stehen, weist alles auf einen Serienmord hin, und wenn ich den bekanntesten Fachmann auf diesem Gebiet vor Ort habe, wäre ich Ihnen sehr dankbar, wenn Sie sich das Ganze mal angucken könnten.«

Tom dachte einen Moment nach. Ein Leichenfund in der Größenordnung war ungewöhnlich und bedeutete, dass der Täter schon recht lange unerkannt seinem mörderischen Treiben nachging. Und es war unwahrscheinlich, dass er mit dem Morden aufhören würde. Trotzdem schüttelte Tom den Kopf. Kommissar Martín sah ihn bestürzt an.

»Mir das alles mal angucken«, begann Tom, »ist nicht die Art, wie ich arbeite. Ich biete Ihnen gerne meine Hilfe an, aber ich unternehme in dem Fall nur etwas, wenn ich mein Team dazuholen kann.«

Martín atmete erleichtert aus. »Ich dachte schon, Sie geben mir einen Korb.«

»Nein. Aber wenn ich etwas mache, dann mache ich es richtig, und dafür brauche ich meine Leute hier.«

»Von wie vielen Leuten sprechen wir denn?«, fragte Martín mit hochgezogenen Augenbrauen.

»Zwei.«

Martín nickte. »Von unserer Seite sollte das kein Problem sein. Wie schnell kann Ihr Team hier sein?«

-4-

Die Landstraße von Eupen nach Monschau verlief einmal quer durch das Venn und bot mit drei großen Parkplätzen, jeweils mit einer Gastwirtschaft ausgestattet, genug Platz für die freizeithungrigen Wanderer aus Belgien und Deutschland. Von hier hatten sie einen direkten Zugang zu den Stegen und konnten sich vor oder nach ihrer Wanderung ausgiebig stärken.

Am Haus Ternell, der ersten Wirtschaft, wenn man aus Eupen kam, trafen sie am frühen Nachmittag Ira und Nina. Auf dem Parkplatz befanden sich fast ausschließlich Fahrzeuge der belgischen Polizei. Der Kriminaltechnische Dienst hatte seine Arbeit längst aufgenommen, und die belgische Mordkommission hatte die Stege sperren lassen, Wanderer und Spaziergänger wurden trotz ihres lauten Unmuts zurückgewiesen.

»Dass Sie selbst im Urlaub Leichen finden müssen«, sagte Ira zur Begrüßung.

»Ich mache keinen Urlaub.«

»Ach, kommen Sie! So eine Fachtagung ist doch wie Urlaub. Schickes Hotel, tolles Essen, unterhaltsame Kollegen ...«

»Sie haben völlig falsche Vorstellungen«, unterbrach Tom sie. Dann stellte er Ira Sokolow und Nina Brinkhaus dem belgischen Kommissar vor.

»Freut mich«, sagte Martín, als er ihnen die Hand schüttelte. »Folgen Sie mir. Wir müssen noch ein Stück bis zur Höhle laufen.«

In zügigem Tempo lief Martín los, begleitet von zwei Beamten. Ira, die auch sonst die Gänge des BKA wie im Stechschritt durchquerte, blieb dicht an seiner Seite und stellte ihm Fragen zum Stand der Ermittlungen. Nina und Tom folgten ihnen.

»Ich war hier noch nie.« Nina ließ ihren Blick über das Venn streifen und band ihre roten Haare zu einem lockeren Zopf. »Schön, aber frisch.« Sie rieb sich über die Arme. In der dünnen Sommerhose und dem knappen Shirt wirkte sie noch schmäler als sonst.

»Ich hätte euch sagen sollen, dass ihr was Warmes mitbringt.«

»Wir haben Juni. In Bonn hatten wir fünfundzwanzig Grad.«

»Im Hohen Venn sind nur die Monate Juni, Juli und August frostfrei«, entgegnete Tom. »Hier ist es immer deutlich kühler als bei uns.«

»Ein optimaler Ablegeplatz für Leichen also. Das erklärt, warum sich jemand die Mühe gemacht hat, sie

hierherzubringen. Der Auffindeort ist doch nicht der Tatort, wenn ich dich richtig verstanden habe?«

»Der belgische KTD hat jedenfalls bisher nichts gefunden, was darauf hinweisen würde. Aber das kann sich natürlich noch ändern.« Er blickte über die Moorlandschaft. »So einsam, wie es hier ist, würde sich die Gegend hervorragend für eine Mordserie eignen. Abends würde kein Mensch deine Schreie hören.«

»Aber es ist auch keine Gegend, in die du so einfach ein Opfer locken kannst. Wer geht hier schon freiwillig mit einem Unbekannten mit?«

»Vielleicht war der Mörder den Opfern bekannt«, sagte Tom. »Opfer und Täter kennen sich schließlich häufig.«

»Aber nicht bei Serienkillern.«

Martín, Ira und die beiden belgischen Kollegen verließen die Stege und liefen nun über den bemoosten Boden. »Wir sind gleich da«, rief der Kommissar ihnen zu.

»Ich geh mal davon aus, dass die sich hier auskennen«, murmelte Nina. »Ich hab genug Schilder gesehen, auf denen davor gewarnt wurde, die Stege zu verlassen.«

Tom wies auf die zahlreichen Fußspuren im Moos. »Scheint so, als ob die Kollegen heute schon häufiger hier langgelaufen wären.«

Wenige Minuten später standen sie vor der Höhle.

»Fledermausgitter?« Ira wies mit dem Kinn auf ein stabiles Metallgitter, das an einem Felsen neben der Höhle lehnte.

»Ja. Der Zeuge sagte, es habe lose vor dem Eingang

gelehnt. Sein Hund konnte es problemlos umwerfen«, erklärte Martín.

Ira streifte sich Handschuhe über, Nina tat es ihr gleich und reichte auch Tom ein Paar. Danach zogen sie sich Plastikschorner über ihre Schuhe.

»Sieht aus, als wenn das Gitter rausgeflext wurde«, murmelte Ira und sah sich die Angeln, in denen es mal gehangen hatte, genauer an. »Da hat sich jemand gründlich vorbereitet, so was machst du nicht spontan.«

»Fünf Menschen bringst du normalerweise auch nicht spontan um.« Tom betrat die Höhle.

Die belgische Polizei hatte bereits Scheinwerfer aufgestellt, sodass es im Inneren der Höhle heller war als draußen. Der weiße Kalkstein verstärkte das Licht noch zusätzlich. Nach ein paar Metern wurde der Gang immer niedriger, bis sie in der Höhle ankamen und Tom wieder gerade stehen konnte. Jetzt war es so kalt, dass er fast seinen Atem sah.

Sie befanden sich in einem ovalen Raum, der bestimmt fünfzig Quadratmeter maß. Die großen Mengen an Fledermauskot wiesen ihn als das Zuhause der Tiere aus, von denen im Moment keines zu sehen war. Am gegenüberliegenden Ende des Raums lagen fünf Körper. Ordentlich nebeneinander, in einem nahezu identischen Abstand, gekrümmt, in einer Art Embryonalhaltung, nackt. Die belgischen Kollegen hatten gesagt, dass es männliche Opfer waren.

»Das erinnert mich an Mumienfunde aus Südamerika«, sagte Tom.

Kommissar Martín sah das genauso. »In den Anden hat man Mumien in dieser Haltung gefunden, nachdem sie das Eis freigegeben hatte. Die lagen da allerdings schon seit fünfhundert Jahren. Das ist hier definitiv nicht der Fall.«

Nina trat näher, trotz der guten Beleuchtung verschaffte sie sich mit einer Taschenlampe in der Hand bessere Sicht für die Details. »Dieser Mann ist noch nicht lange tot«, sagte sie, als sie sich den Körper genauer anschauten, der ganz links lag. »Hier ist es sehr kühl, daher sind alle fünf Leichen recht gut erhalten. Aber es gibt trotzdem sichtbare Unterschiede.«

»Wegen der niedrigen Temperaturen hält sich der Verwesungsgeruch zum Glück in Grenzen«, stellte Martín fest. »Auch wenn man ihn natürlich wahrnimmt. In den letzten Tagen war es recht warm, es durfte verstärkt nach Verwesung gerochen haben. Das hat den Hund vermutlich angelockt. Die Kollegen haben schon alles dokumentiert, Sie können die Leichen ruhig drehen und wenden, wenn Sie möchten.«

Nina ging von Körper zu Körper und leuchtete zunächst jeden gründlich ab.

»Die Körpertemperatur entspricht der Raumtemperatur«, sagte Martín. »Das haben die Kollegen bereits festgestellt. Der Bericht geht Ihnen so schnell wie möglich zu.«

»Danke.« Nina hockte sich neben eine Leiche, die mit einer Schicht von Fledermauskot bedeckt war. »Die Körpertemperatur wird uns nichts mehr verraten.«

Konzentriert suchte sie den Toten weiter ab, während Ira sich in der Höhle umsah. Tom ließ die ganze Szene-
rie auf sich wirken.

Der Fledermauskot, der sich auch auf den Leichen fand, hatte nicht nur einen bissigen Geruch, sondern auch einen Teppich auf dem Boden gebildet. Eine Schleifspur zu den Leichen konnte er darauf nicht erkennen. Der Täter hatte die Toten also nicht über den Boden gezogen. Fußabdrücke waren dafür jede Menge zu sehen.

»Sind die Abdrücke von dem Zeugen, der die Toten gefunden hat?«

»Ja«, antwortete Martín. »Von ihm und von seinem Hund. Und die frischen am Rand sind natürlich von uns. Wir können leider nicht fliegen.«

»Der Täter aber auch nicht.«

»Das ist richtig. Noch wissen wir nicht, wie er die Leichen hier ablegen konnte. Vermutlich sind Fußspuren von ihm dazwischen, hundertprozentig können wir das auf die Schnelle jetzt nicht bestätigen oder ausschließen. Die Abdrücke müssen in Ruhe ausgewertet werden. Aber im Moment sieht es nicht so aus, als wäre er hier einfach so reinmarschiert. Er scheint ziemlich vorsichtig gewesen zu sein.«

»Interessant«, murmelte Tom. Der Mörder wählte eine abgelegene, kalte Höhle. Dadurch vermied er die Entstehung von Verwesungsgeruch, jedenfalls weitgehend. Er ging sehr sorgfältig vor, hinterließ kaum Spuren, was grundsätzlich die meisten Täter versuchten,

keiner wollte schließlich gerne erwischt werden. Aber im Gegensatz zu anderen Mördern, die so gründlich vorgingen, hatte dieser die Leichen nicht verschwinden lassen. Wenn er sich schon die Mühe gemacht und seine Opfer ins Hochmoorgebiet gebracht hatte, warum hatte er sie dann nicht einfach im Moor versenkt? Dann wäre er sie für immer los gewesen, hätte sich keine Sorgen mehr um Verwesungsgeruch und Spuren machen müssen. »Er hat die Toten regelmäßig besucht«, überlegte Tom laut.

Martín sah ihn nachdenklich an. »Ich hatte einen ähnlichen Gedanken. Die ganze Höhle hat etwas bei-nahe Sakrales – abgesehen von der Fledermausscheiße natürlich. Allein die ordentliche Aufreihung der Leichen.«

»Ja«, stimmte Ira ihm zu. »Wäre das hier ein reiner Ablegeort, hätte er sie auch einfach in die Höhle werfen können.«

»Aber sie liegen sorgfältig nebeneinander, auf einem Felsvorsprung, ausgerichtet in eine Richtung«, stellte Tom fest.

»Und ihnen allen wurde der Brustkorb aufgeschnitten.« Nina hatte sich wieder aufgerichtet. »Alle fünf haben eine große Naht über dem Brustbein.«

»War die todesursächlich?«, fragte Ira.

»Kann ich noch nicht sagen. Vielleicht sind sie vorher auch vergiftet oder erstickt worden. Die Obduktion wird es zeigen.«

»Todeszeitpunkt? Also so ganz grob?«, fragte Tom.

Nina schüttelte den Kopf. »Das wäre jetzt reine Spekulation. Der hier ganz rechts könnte möglicherweise schon seit ein paar Jahren hier liegen. Er ist mit einer dicken Kotschicht bedeckt, vergleichsweise stark mumifiziert. Der daneben vielleicht seit einem Jahr, der nächste noch etwas kürzer, Nummer vier vielleicht drei Monate, und der letzte liegt hier höchstens seit einer Woche, würde ich tippen. Aber das ist jetzt nur ein erster, nicht belastbarer Eindruck.«

»Aber die Abstände zwischen den Morden wurden kürzer?«, fragte Tom nach.

»Das würde ich jetzt schon behaupten, denke ich«, antwortete Nina. »Jedenfalls kann der unterschiedliche Verwesungsgrad nichts mit Klimaschwankungen zu tun haben. Hier in der Höhle ändern sich die Bedingungen nur minimal. Nach einer genauen Leichenschau kann ich mehr sagen. Am besten, wir lassen sie in meine Räume ins BKA überführen.«

Kommissar Martín schüttelte energisch den Kopf. »Die Toten wurden auf belgischem Gebiet gefunden, womöglich handelt es sich um belgische Staatsbürger. Selbstverständlich werden sie nicht ins BKA überführt.«

»Sie haben mich gebeten, dass ich mich um den Fall kümmere«, entgegnete Tom. »Ich habe unter meinen Bedingungen zugesagt. Und Sie wissen, was meine Bedingungen sind.«

»Dass Sie Ihr Team hinzuziehen, ja. Das ist vollkommen in Ordnung für mich. Aber deshalb können Sie die Opfer noch lange nicht ins Ausland überführen.«

»Ich kann nur an dem Fall arbeiten, wenn Nina Brinkhaus die Obduktion durchführt«, beharrte Tom. »Ich möchte mich da auf kein anderes Fachurteil verlassen.«

»Auch das verstehe ich.« Der Kommissar sprach mit betont professioneller Stimme. »Aber Sie werden sicherlich verstehen, dass ich nicht zulassen kann, dass die vermutlich belgischen Opfer eines mutmaßlichen Serienkillers nach Deutschland gebracht werden.«

»Aber das ist vielleicht auch gar nicht nötig«, unterbrach Nina das Kompetenzgerangel der Männer. »Gibt es hier eine Rechtsmedizin, in der ich mich für eine Weile einquartieren könnte?« Sie lächelte Martín entwaffnend an.

»Sie könnten die Obduktion mit Sicherheit in der Rechtsmedizin in Eupen durchführen.« Martín klang erleichtert. »Ich kläre das. Morgen sollten Sie anfangen können.«

»Na also.« Nina nickte zufrieden. »Wenn in Ihrem netten Schlosshotel noch zwei Zimmer frei sind, dann bleiben Ira und ich über Nacht hier. Und morgen früh schaue ich mir die fünf Herren dann genauer an.«

-5-

Es war schon dunkel, als sie vom Venn zurückkehrten und im Schlosshotel eintrafen. Die Tagung war beendet, die Teilnehmer saßen im Restaurant beim Abendessen.

»Ich hab tierischen Hunger.« Nina warf einen Blick durch die geschliffene Glastür, die zum Speisesaal führte. »Vorschlag: Wir gehen kurz aufs Zimmer, machen uns frisch und treffen uns in zwanzig Minuten im Restaurant?«

»Gegenvorschlag: in der Bar?«

Ira rollte die Augen. »Sie und Ihre Menschenphobie.«

»Phobie ist eine Übertreibung«, entgegnete Tom. »Aber ich brauche nicht viel Fantasie, um mir die Qualität eines Buffets vorzustellen, an dem sich gerade hundert Leute sattessen.«

»In der Bar gibt es bestimmt ein gutes Club-Sandwich«, meinte Ira. »Also in zwanzig Minuten da.«

Tom brauchte nicht so lange. Er holte nur sein iPad aus dem Zimmer und setzte sich damit in einen der

dunkelblauen Samtsessel, mit denen die holzvertäfelte Bar ausgestattet war. Während er auf die Kolleginnen wartete, klickte er sich über einen Link, den Martín ihm gegeben hatte, ins Intranet der belgischen Kriminalpolizei, verwendete das vorgeschriebene Passwort und öffnete den Ordner, in dem die Fotos aus der Höhle, die der belgische KTD gemacht hatte, abgelegt worden waren.

Als Erstes betrachtete er noch einmal die Auffindesituation der Leichen. Sie wiesen alle eine nahezu exakt identische Körperhaltung auf. Das konnte kein Zufall sein, und Tom vermutete, dass sie noch vor Einsetzen der Leichenstarre in diese Position gebracht worden waren. Die Leichenstarre begann etwa ein bis zwei Stunden nach dem Tod am Kiefergelenk, ging dann von den oberen Extremitäten langsam in die unteren Gliedmaßen über. Die vollständig ausgeprägte Starre war nach ungefähr acht Stunden erreicht und löste sich nach etwa drei Tagen langsam wieder. Er konnte sich beim besten Willen nicht vorstellen, dass der Mörder die Leichen so lange bei sich behalten und sie erst dann in diese Position gebracht hatte. Für wesentlich wahrscheinlicher hielt er es, dass sie ziemlich direkt nach dem Tod die Embryonalhaltung eingenommen hatten. Aber warum? Dem Täter musste diese Haltung wichtig sein.

Es konnte spirituelle Gründe dafür geben. Ihre Köpfe waren alle nach Norden ausgerichtet, wie er mit Blick auf die Karte feststellte.

»Möchten Sie etwas trinken?«, unterbrach der Kellner seinen Gedankenfluss.

Tom blickte auf die Uhr. Ira und Nina müssten jeden Moment kommen, dann konnte er auch jetzt schon was bestellen. »Ein Wasser und Pommes bitte.«

»... und einmal Trüffel-Pommes-Frites. Sehr gerne«, notierte der Kellner.

»Nein, ohne Trüffel. Einfach nur Pommes. Mit Ketchup.«

Der Kellner bekam einen leicht spitzen Mund, nickte dann aber freundlich und verschwand.

Die Leichen blickten nach Norden. Wo hatte er das schon mal gesehen? Tom schloss die Augen und dachte intensiv nach. Damals, als er beim FBI in den USA tätig war, hatte er an dem Fall eines japanischstämmigen Serienkillers gearbeitet. Innerhalb eines Jahres hatte man sechs Leichen gefunden, asiatischstämmige Frauen und Männer in den unterschiedlichsten Altersgruppen, die alle so abgelegt worden waren, dass ihre Gesichter nach Norden blickten. Da es im Großraum New York, wo die Toten gefunden wurden, zu dem Zeitpunkt eine Art Bandenkrieg zwischen zwei asiatischen Clans gab, hielt man die Leichen zunächst für Opfer dieser Auseinandersetzungen. Tom hatte nie an diese Theorie geglaubt und seine Ermittlungen in eine ganz andere Richtung gelenkt. Er hatte herausgefunden, dass alle Opfer in Internetforen für Suizidgefährdete unterwegs gewesen waren. Und dass alle von einem gewissen Paul Kitamakura, Sohn japanischer Einwanderer, angeschrieben wurden, der sich mit ihnen zum gemeinschaftlichen Suizid verabreden wollte. Kitamakura verabredete sich